



JENNY SMITH

ALS ICH
NICHT MEHR
WEITER
WUSSTE

Meine verzweifelte Flucht
ins Frauenhaus

Weltbild Premiere

Als ich nicht mehr weiterwusste

Jenny Smith

Als ich nicht mehr weiterwusste

Meine verzweifelte Flucht ins Frauenhaus

Aus dem Englischen von
Bernhard Liesen

Weltbild

Copyright © Jenny Smith 2014
Published by Arrangement with Jenny Smith
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2015 by Weltbild Retail GmbH & Co.,
Steinerne Furt, 86167 Augsburg
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Agentur Diane Banks Associates Ltd, London
Übersetzung: Bernhard Liesen, Münster
Projektleitung und Redaktion: usb bücherbüro, Friedberg/Bayern
Umschlaggestaltung: atelier seidel, teising
Umschlagmotiv: © Thinkstockphoto/istock
Gesamtherstellung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in the EU
978-3-8289-2981-4

2018 2017 2016 2015
Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Einkaufen im Internet:
www.weltbild.de

Prolog

»Deine Mum hat gekocht.«

Als ich mich den Hügel zu unserem Haus in Derbyshire hinaufquälte, schlug mir kalter Schneeregen ins Gesicht. Ich zog den kratzigen alten Mantel fester um meinen Körper zusammen. Hier, in den Dales, drang die winterliche Kälte durch den Stoff bis in die Knochen. Die Lichter unseres Reihenhauses funkelten hinter den verregneten Feldern wie ein Leuchtturm, der mich nach Hause geleitete. Aber meine Hände waren so eiskalt wie meine Füße, an denen ich bestimmt schon Frostbeulen hatte.

Komm schon, Jenny Pickering. Stell dich nicht so an. Noch ein paar Minuten, und du wärmst dich am heimischen Kamin.

In diesem Moment öffnete sich die Haustür, und eine riesige Gestalt erschien, anscheinend fast so groß wie das Haus selbst.

Mein Vater.

»Halt durch, Jennifer«, rief er so laut, dass eine Amsel erschrocken in den grauen Himmel aufflog. »Mum hat gekocht.«

Gab es drei Worte, über die man sich mehr freute?

Als ich eintrat, schlug mir ein unglaublicher Duft entgegen. Draußen lag die Temperatur unter null, und es gab nichts Schöneres als den Geruch des Sonntagsbratens meiner Mutter.

Licht, Leben, Lachen. Meinen drei älteren Brüdern lief schon das Wasser im Mund zusammen, und sie stritten sich, wessen Teller zuerst gefüllt werden sollte.

Wenn es stimmt, dass sich die Liebe einer Frau für ihre Familie dadurch beweist, wie gut sie kocht, dann muss unsere Mutter uns sehr geliebt haben. Rinderbraten, gebackener Eierteig, Bratkartoffeln, Rotkohl mit Buttersoße.

Hinter der dickflüssigen Bratensoße stand der Pudding auf dem Herd, und es duftete nach Erdbeeren und Vanille. Das war keine einfache Mahlzeit, sondern ein Festessen.

Neben dem Herd knisterte ein Feuer im Kamin, und mir wurde langsam wieder warm, als ich mich neben meine Brüder setzte.

Doch der Mittelpunkt von allem war meine Mutter, die gelassen dieses Festessen zubereitete, das einem König gemundet hätte. Es schien ihr so leichtzufallen, wie ein Ei zu kochen.

Unser Zuhause ist dort, wo unser Herz ist. Gladys Pickering – oder Higginbottom, so ihr Mädchenname – war die geborene Hausfrau, die das ganze Haus mit Leben erfüllte.

Sie war von Kopf bis Fuß verliebt in unser kleines Haus in dem Bergarbeiterort Hasland. Nun füllte sie mit gerötetem Gesicht unsere Teller mit dem Rinderbraten, und ich liebte sie dafür, wie viel Mühe sie sich mit uns gab.

Wann immer ich nach Hause kam, stand meine Mutter am Herd, oder sie wischte den Boden, wusch oder mangelte Wäsche.

Sonst legte sie Zwiebeln ein, machte Marmelade oder stopfte Kleidungsstücke. Das Haus war makellos sauber, und ihre vier Kinder waren immer wie aus dem Ei gepellt.

Das Leben meiner Mutter war typisch für das der Frauen ihrer Generation. Kochen, die Wäsche, Geburten, das nahm den größten Teil ihrer Zeit in Anspruch. Diese Frauen hatten Rückgrat. Gladys Pickering, Mrs Riggot, die alte Mrs Partridge und all die anderen Frauen in Hasland waren nicht unterzukriegen. Die meisten jungen Frauen von heute hätten ihren Alltag nicht bewältigt. Sie arbeiteten von morgens bis abends.

Der ganze Stolz dieser Frauen bestand darin, ihr Haus makellos sauber zu halten. Sie mochten arm wie die Kirchenmäuse sein, aber die Haustür und die Fenster glänzten.

Fast alle diese Frauen waren hart im Nehmen. Ich will nicht behaupten, dass wir etwas Besseres waren als die anderen, aber meine Mutter war ein bisschen gebildeter als sie. Sie und mein Vater schenkten uns Bücher wie *Die Schatzinsel* oder *Robin Hood*. Sie ermutigte uns zum Lesen, legte Wert auf Anstand und brachte uns die wichtigsten Werte bei.

»Behandele andere stets so, wie du selbst behandelt werden möchtest«, war eine der Maximen, an die sich meine Eltern hiel-

ten. Sie legten großen Wert auf innere Stärke, Aufrichtigkeit, Reinlichkeit und Tierliebe.

Wir Kinder sollten stolz auf unsere Familie sein und Achtung vor Autoritäten haben.

Meine Mutter war eines jener Arbeitstiere, wie es sie heute nicht mehr gibt. Selbst wenn sie sich setzte, griff sie sofort zum Strickzeug. Nie war sie untätig.

Sie unterbrach ihre Arbeit höchstens einmal, um mich kurz zu drücken.

»Komm her, meine Kleine, nimm deine Mum in den Arm«, sagte sie zärtlich.

Sie schlief mit Lockenwicklern, und am nächsten Tag fiel ihr braunes Haar wellig auf die Schultern, und sie legte immer ein ganz klein bisschen dunkelroten Lippenstift auf. Wenn sie einen in den Arm nahm, duftete man danach nach Lavendel oder Parfüm. Sie hätte nicht im Traum daran gedacht, tagsüber unter einem Kopftuch Lockenwickler zu tragen, und achtete peinlich genau darauf, dass ihre Strümpfe nicht herunterrutschten.

Man sagt den in Derbyshire geborenen und aufgewachsenen Frauen nach, sie seien körperlich stark, aber nicht besonders intelligent. Von denen, die ich kannte, war nicht eine auf den Kopf gefallen. Diese Frauen waren klug und hielten in dem Ort alles zusammen. Und doch unterschied sich meine Mutter von den anderen Frauen. Sie war etwas Besonderes.

Als sie das Essen ausgegeben hatte, trat sie einen Schritt von dem großen Küchentisch zurück, bewunderte ihr Essen und entspannte sich.

»Haut rein«, sagte sie lächelnd.

»Das lass ich mir nicht zweimal sagen«, antwortete mein Vater, dessen Derbyshire-Akzent sehr viel ausgeprägter war. Er wandte sich an seine Kinder. »Ihr habt gehört, was sie gesagt hat.«

Auch uns musste man es nicht zweimal sagen.

Kurz darauf hörte man nur noch das Klappern des Bestecks und zufriedene Seufzer. Meine Mutter lächelte müde, und als wir den Nachtisch verputzt hatten, wirkte sie so glücklich wie wir.

»Bist du auch satt geworden, meine kleine Jenny?«, fragte sie zärtlich. Ich hätte keinen Bissen mehr herunterbekommen und musste lachen. Diese Frage stellte sie nach jeder Mahlzeit.

»Mach mal Pause«, sagte mein Vater lächelnd zu seiner Frau. »Sie wird schon satt geworden sein. Machst du den Tee, Jennifer?«

Ich war so voll, dass ich mich kaum bewegen konnte, aber ich gehorchte.

Mein Vater grinste. »Ein braves Mädchen, meine Jennifer.«

Im Gegensatz zu meiner Mutter nannte er mich immer bei meinem vollen Namen, was mich dem Spott meiner Brüder aussetzte.

»Genau, *Jennifer*«, höhnte mein älterer Bruder Howard. »Sei schön brav.«

»Halt die Klappe, oder du fängst dir eine Ohrfeige«, warnte ich.

Der Nachmittag verging wie im Flug. Wir spielten Karten, machten Scherze, und dann wurde uns aus *Die Schatzinsel* vorgelesen, während wir starken süßen Tee tranken und den übrig gebliebenen Eierteig mit Marmelade verputzten.

Als es dunkel wurde, schleppte mein Vater die alte Blechbadewanne aus dem kleinen Hof ins Haus, und für meine Brüder und mich folgte das wöchentliche Baderitual vor dem Kamin.

Die Küche füllte sich mit Rauchschwaden, und wir neckten uns lachend im flackernden Licht des Kaminfeuers.

Der Dreck einer Woche auf dem Land färbte das Badewasser sofort schwarz, aber was kümmerte es uns?

Mum saß glücklich lächelnd mit ihrem Strickzeug vor dem Kamin.

Später im Leben habe ich mich oft gefragt, mit welcher finsternen Dämonen sie an diesen Tagen kämpfte, die für mich einfach nur schön waren.

Als es Zeit wurde, zu Bett zu gehen, konnte ich die Augen kaum noch offen halten.

Die frische Luft der Dales und die Wärme des Kaminfeuers hatten mich todmüde gemacht.

»Los, Jenny«, sagte meine Mutter lächelnd. »Ab in die Falle.«

1

Kopfsteinpflaster und aufregende Abenteuer

Wie Sie bereits wissen, heiße ich Jennifer Pickering, und ich wurde am 25. Mai 1946 geboren. Heute bin ich achtundsechzig Jahre alt, aber diese idyllischen Kindheitserinnerungen haben sich so sehr in mein Gedächtnis eingebrannt, dass es mir so vorkommt, als wäre alles erst gestern gewesen.

Wir wohnten in der Hoole Street in Hasland, in einer unscheinbaren, von Reihenhäusern gesäumten Straße. In einem unscheinbaren Bergarbeiterdorf, das drei Kilometer südöstlich des Marktfleckens Chesterfield liegt.

Hasland selbst liegt in einem stillen Tal, inmitten unberührter Natur. Das Leben im Dorf scheint sich seit Jahrhunderten kaum verändert zu haben. Sein Rhythmus wird bestimmt von der Landwirtschaft und der Arbeit in den Kohlegruben.

Hinter den Straßen mit dem Kopfsteinpflaster erstreckten sich Weiden und Felder. Die Landschaft der Dales war atemberaubend.

Der einzige Schönheitsfehler dieser Postkartenidylle war der schiefe Turm der Kirche von Chesterfield, der in der Ferne zu sehen war. Man sagte, dass der Teufel dahintersteckte und dass der Turm sich jedes Mal ein bisschen weiter neigte, wenn eine Jungfrau an dem Gotteshaus vorbeikam.

Das Leben in unserem Dorf war so gemächlich und friedlich, als wäre die Zeit stehen geblieben. *Noch ...*

Meine drei älteren Brüder hießen Michael, Howard und Philip. Ich war das Nesthkchen und das Willkommensgeschenk für meinen Dad nach seiner Rückkehr aus dem Krieg.

Mein Vater, Thomas Pickering, war von Jugend an Bergmann, wie sein Vater und Großvater vor ihm.

Er war als eines von elf Kindern in Grassmoor aufgewachsen,

über den Kohlegruben, in denen er seit 1930 arbeitete, seit seinem vierzehnten Lebensjahr.

Gerüchte besagten, in den Adern seiner Familie fließe Zigeunerblut. Dad hatte einen einbeinigen Onkel mit roten Haaren. Aber mein Vater fühlte sich nicht zu einem Wanderleben hingezogen, sondern zu der Schufterei tief unter der Erde.

Dafür packte die zigeunerhafte Wanderlust später mich, und ich frage mich oft, ob sie schuld war an den Turbulenzen und dem Chaos, die mein späteres Leben bestimmten.

Mein Vater war ein starker Mann, wie man kaum einen zweiten fand, und mit Leib und Seele Bergmann.

Seine Reibeisenstimme war herzlich, und er begrüßte alle auf dieselbe Art.

»Geht's dir gut, Kleiner?« Das klingt vielleicht komisch, doch so begrüßten sich Männer damals. Und es waren noch »richtige« Männer. Mein Vater hatte scharfkantige, markante Gesichtszüge, und wenn man sich danebenbenahm, versohlte er einem den Hintern.

Sein Leben wurde ganz von der Kohle dominiert. Bestimmt war er schon mit den Genen eines Bergmanns auf die Welt gekommen.

Fast alle Männer in der Gegend waren Bergleute. Sie heizten mit der Kohle ihre Häuser und verdienten damit den Lebensunterhalt für sich und ihre Familien.

»Ohne die Kohle hätten wir nichts zu beißen«, pflegte mein Vater zu sagen.

Heute können wir uns kaum noch vorstellen, unter was für grässlichen Arbeitsbedingungen mein Vater mit vierzehn Jahren sein Leben als Bergmann begann. Die Stollen lagen tief unter der Erdoberfläche, und die Temperatur konnte bis auf sechzig Grad ansteigen.

Sprengungen mit Dynamit, gearbeitet wurde mit schweren Spitzhacken.

Es war eine gefährliche Arbeit. Immer wieder wurden Bergmänner bei lebendigem Leibe begraben, wenn ein Stollen einstürzte. Die Körbe, welche die Bergleute nach unten brachten, stürzten

manchmal urplötzlich in die Tiefe, und Explosionen waren an der Tagesordnung.

Damals war für die Förderung der Kohle in Form von Menschenleben ein hoher Preis zu entrichten. Oder man verlor Gliedmaßen. Die riskante Arbeit in dieser finsternen Unterwelt erscheint mir noch heute als die Hölle.

Und doch hatte seinerzeit keiner dieser Männer Angst, wenn er in die Grube einfuhr. Was schweißte diese Bergleute zusammen? Das lässt sich leicht beantworten. Der Gemeinschaftssinn. Die Solidarität.

Chesterfield war damals der friedlichste Ort auf der Welt. Man konnte an einer Bushaltestelle stehen und einen Freund fürs Leben finden.

Der Ausbruch des Zweiten Weltkriegs brachte meinen Vater in Situationen, die kein bisschen weniger gefährlich waren als die unter Tage. Nur waren es jetzt andere Explosionen. Sergeant Pickering, wie man ihn nun nannte, kämpfte mit dem Northhamptonshire Regiment in Nordafrika und wurde verwundet. Später nahm er auch an der Landung in der Normandie teil.

Der bewundernswerte Zusammenhalt der Bergleute muss sich auch bewährt haben, als mein Vater und seine Kameraden an diesem schicksalsträchtigen Tag an den Stränden der Normandie an Land gingen.

Als Kind erfuhr ich, dass er mit der Tapferkeitsmedaille George Star ausgezeichnet worden war, aber er erwähnte uns Kindern gegenüber nie auch nur mit einem Wort, was für entsetzliche Dinge er gesehen haben musste.

Von seiner Zeit im Ausland zeugten nur die wundervollen rosafarbenen Perlen, die er aus Capri mitgebracht und meiner Mutter für eine Halskette geschenkt hatte. Sie war ihr ganzer Stolz, ihr kostbarster Besitz. Diese Perlen müssen sich wie Seide auf ihrer Haut angefühlt haben.

Außer den Perlen und dem Orden, der im ersten Stock in einer Schublade versteckt war, erinnerte nichts daran, dass mein Vater im Krieg gewesen war.

Nur einmal hat er sich sehr viel später mir gegenüber darüber geäußert: »Was immer für Gräueltaten die Deutschen auch begangen haben, was ist denn mit denen, die auf unser Konto gehen?« Das war die Bemerkung eines klugen Mannes, welcher der Einsicht in die eigene Schuld nicht auswich.

Wann immer es um mich ging, sein jüngstes Kind und seine einzige Tochter, schmolz er dahin. Wenn er mich huckepack nahm und mit mir die Straße hinabging, kam ich mir wie ein Riese vor. Ich war genauso stolz auf ihn wie er auf mich.

Er war das Rückgrat unserer Familie. Er hatte immer Zeit, um mit seinen Kindern zu spielen oder uns den Unterschied zwischen Richtig und Falsch zu erklären. Ich hing an seinen Lippen.

Er konnte Schuhe reparieren wie ein richtiger Schuster, legte im Garten hinter dem Haus Beete für Möhren, Erbsen und Rhabarber an oder kümmerte sich um seine geliebten Rosen. Für meine Brüder bastelte er Spielzeugpanzer. Er konnte einfach alles.

Und doch war er in einer Hinsicht ein typischer Mann aus dem englischen Norden.

»Ich liebe dich, Dad«, sagte ich lächelnd und schlang meine Arme um ihn, als er mich eines Abends ins Bett brachte.

»Ja«, antwortete er unbeholfen.

Ich merkte, dass ihm meine Worte unter die Haut gegangen waren, und konnte nicht anders, als sie zu wiederholen. »Ich habe gesagt, ich liebe dich, Dad.«

»Ja, ich hab's gehört«, knurrte er. »Das reicht jetzt, mach die Augen zu.«

Als er die Tür geschlossen hatte und ich seine schweren Schritte auf der Treppe hörte, musste ich lächeln. Er mochte die Gefahren in den Kohlegruben oder im Krieg überlebt haben, brachte es aber nicht über sich, seinerseits zu sagen, dass er mich liebte. Aber ich wusste es auch so. Bergmänner mochten keine Sentimentalitäten.

Vielleicht verlieh mir die Liebe meiner Mutter und meines Vaters außerhalb unseres Hauses Selbstvertrauen. Wir hatten nicht viel Geld, aber mir schien das Leben voller Abenteuer zu sein. Jeder Tag war ein Versprechen und entfaltete seinen Zauber.

So wie meine Mutter die geborene Hausfrau und mein Vater der geborene Bergmann war, war ich der geborene Wildfang. Nach drei herumtollenden Jungs hatten meine Eltern wahrscheinlich auf ein braves Mädchen gehofft, das glücklich war, im Haus zu bleiben und mit seinen Puppen zu spielen. Aber warum sollte ich mit langweiligen Puppen spielen, wenn man draußen durch Bäche waten, Bäume und Laternenpfähle hochklettern oder sich mit seinen Brüdern prügeln konnte?

Im Haus zu bleiben, das war nur etwas für Heulsusen. Ich wollte dort sein, wo etwas los war, wo man sich bei aufregenden Abenteuern schmutzig machte.

Kinder in den Vierziger- und Fünfzigerjahren des letzten Jahrhunderts kannten eine Freiheit, von der ihre Altersgenossen heute leider nichts mehr wissen. Wir hatten keinen großen Garten, brauchten aber auch keinen. Unser Spielplatz, das waren die Weiden und Scheunen, Täler und Bäche.

Meine Eltern mussten sich nie Sorgen machen um mich. Warum auch? Wo wir lebten, gab es praktisch keine Kriminalität.

Kaum konnte ich laufen, da rannte ich schon auf der Straße oder im Park hinter meinen Brüdern her und hoffte verzweifelt, dass sie mich mit ihnen spielen lassen würden.

Mit fünf hängte ich mich an das Fahrrad eines meiner Brüder und raste auf Rollschuhen in atemberaubendem Tempo die steile, holprige Kopfsteinpflasterstraße hinab.

Vielleicht erwartete mich meine Mutter deshalb eines Tages zu Hause mit einem kleinen rosafarbenen Kinderwagen für Puppen.

»Danke«, sagte ich zögernd.

Ein Kinderwagen für Puppen!

Was zum Teufel sollte ich damit anfangen? Es dauerte nicht lange, bis mir eine Antwort auf die Frage einfiel.

Eines Morgens hörte ich ein lautes Geräusch vor unserem Haus, dann den Motor eines zurücksetzenden Lastwagens.

»Die Deputatskohlen!«, schrie ein Mann mit einer Zigarette im Mundwinkel und pechschwarzen Händen.

»Jennifer, Howard, Michel und Philip«, rief mein Vater aus dem

Garten. »Bringt die Kohlen in den Schuppen und die übliche Menge zu den Blacks.«

Plötzlich kam mir eine Idee.

»Okay, Dad«, rief ich und schob den Kinderwagen für die Puppen aus dem Haus.

Wie alle Bergleute in dem Dorf bekam auch mein Vater monatlich seine Deputatskohlen gebracht (ein Privileg). Sie wurden vor dem Haus auf die Straße gekippt, und wir mussten sie in den Kohlenschuppen im Garten bringen.

Mein Vater war immer allen gegenüber hilfsbereit. Heute mag man das Nachbarschaftshilfe nennen, doch damals hielt niemand etwas davon, Bedürftigen zu helfen.

Wie die meisten Menschen in Hasland lebten auch wir nur knapp über dem Existenzminimum, und ich habe die Armut bis heute nicht vergessen. Zeitungen wurden als Tischdecke benutzt und danach zerschnitten, um als Klopapier zu dienen. Schuhe wurden mit Wachstuch gefüttert und notdürftig repariert.

Sonntagmorgens kam ein Mann mit einem Pferdewagen, um die Toiletten zu leeren, die sich sämtlich außerhalb der Häuser befanden. Im Grunde waren es nur Blechbehälter, auf denen oben ein Brett mit einem Loch in der Mitte lag. Im Winter froh man sich den Hintern ab. Wie um alles in der Welt würden die Kids von heute damit klarkommen?

Alle glaubten, dass die ärmsten Leute in unserer Straße die Blacks waren, eine Familie, die am Ende der Hoole Street lebte. Die alte Mrs Black hatte eine Zahnücke und fettige graue Haare, doch das waren die kleinsten ihrer Probleme. Sie musste neun Kinder kleiden und ernähren, und ihr Mann war arbeitslos. Die Kinder trugen immer löchrige gebrauchte Röcke und Hosen, und sie wurden erst ausgemustert, wenn praktisch nichts mehr von ihnen übrig war. Dad vergaß nie, ihnen einen Sack von unseren Deputatskohlen schicken zu lassen.

An diesem kalten, nebeligen Morgen lud ich die Kohlen in den für die Puppen bestimmten Kinderwagen und schob ihn zum Haus der Blacks, wo ich die Kohlen auf den Bürgersteig kippte.

Was haben die Leute gedacht von diesem hellblonden Mädchen mit dem schwarz verschmierten Gesicht, das in einem kleinen Spielzeugkinderwagen Kohlen transportierte? Wahrscheinlich haben sie es für einen gefallen Engel gehalten.

Meine Mutter war auf jeden Fall nicht allzu glücklich.

»Jenny!«, keuchte sie.

»Was hast du dir dabei gedacht?«, fragte mein Vater kopfschüttelnd.

»Sie ist nicht ganz richtig im Kopf.«

Seltsamerweise war der Kinderwagen danach verschwunden. Nicht, dass es mich gekümmert hätte. Ich wollte nur mit den anderen lauten Rotznasen auf der Straße spielen.

Wir züchteten Mäuse und führten sie den Nachbarn für einen Penny Eintritt vor. Oder wir trafen uns am unteren Ende der Hoole Street, wo es eine erstklassige, aber äußerst preiswerte Fish & Chips-Bude gab. Doch noch aufregender als Fish & Chips war jener Tag im Jahr 1952, als Mrs Lee aus Nr. 17 den ersten Fernseher in unserer Straße bekam, wahrscheinlich sogar in ganz Hasland.

Einem sechsjährigen Mädchen kam diese Erfindung so wunderbar vor, dass es glaubte, dem Start eines Raumschiffs beigewohnt zu haben. Die Neuigkeit verbreitete sich in Windeseile.

Johnny aus Nr. 8 rannte den Hügel hinauf, so schnell ihn seine kleinen Beine trugen.

»Mrs Lee hat einen von diesen neuen Fernsehern«, schrie er, bevor er sich mit dem Ärmel seiner alten Strickjacke den Rotz von der Nase wischte.

»Einen was?«, fragte ich.

»Du hast gehört, was ich gesagt habe«, antwortete er mit weit aufgerissenen Augen.

»Du kannst mir viel erzählen«, sagte ich verächtlich.

»Ich hab's mit eigenen Augen gesehen«, beharrte er.

Es dauerte nicht lange, bis sich eine Horde von Kindern vor Nr. 17 eingefunden hatte. Sie drückten sich ihre laufenden Nasen an der Fensterscheibe platt, um einen Blick auf diese neumodische Erfindung zu erhaschen.

Es sollte allen die Sprache verschlagen. Als Mrs Lee die Kinder-schar bemerkte, schaltete sie stolz das Gerät ein, und wir machten aufgeregt Bekanntschaft mit Muffin the Mule. Alle waren zur Salz-säule erstarrt und betrachteten mit weit aufgerissenen Augen die Mattscheibe.

Die Schwarzweißbilder waren grobkörnig und der Ton blechern, und doch war es eine wundervolle Erfahrung.

»*We want Muffin, Muffin the Mule*«, sang aufgekratzt eine Frau, die sich selbst auf dem Klavier begleitete.

Unterdessen tanzte die Marionette eines Maulesels tapsig auf der Oberseite des Klaviers. Das alles wirkte aus heutiger Sicht dilettantisch, aber man hätte eine Nadel fallen hören können.

Es sollte noch Jahre dauern, bis sich der nächste Anwohner der Straße einen Fernseher leisten konnte. In vielerlei Hinsicht war das ein Segen, denn wir konnten weiter so spielen wie zuvor, ohne dem Kontakt mit dieser Erfindung der modernen Welt ausgesetzt zu sein.

Es ist traurig, aber heute, wo in jedem Haus Fernseher, Computer und Game-Konsolen stehen, kennen nur noch wenige Kinder ihre Nachbarn, ganz zu schweigen davon, dass sie mit ihnen spielen würden. Bei der Bande aus der Hoole Street war noch alles anders. Es genügte uns, auf der Straße mit Murmeln oder Himmel und Hölle zu spielen, obwohl uns lausig kalt war.

Doch auch dagegen hatte meine Mutter ein Rezept.

»Na los, iss das«, sagte sie lächelnd, während sie mir eine warme, frisch gebackene Pastete mit Fleisch und Kartoffeln in die Hand drückte.

Habe ich schon erwähnt, dass meine Mutter fantastisch backen konnte? Die Frauen, die heute im Fernsehen ihre Backkünste vorführen, hätten nicht den Hauch einer Chance gegen sie gehabt. Es gab keine Situation, mit der Mum nicht fertig geworden wäre.

Aufgeschürfte Knie und Beulen taten plötzlich nicht mehr weh, wenn sie einem ein Stück Kokosnusskuchen oder auch nur eine Scheibe frischen, selbst gebackenen Weißbrots mit Butter reichte.

Aus dem Backofen des Herdes entwichen immer die köstlich-

ten Gerüche, und unser beglücktes Seufzen, wenn sie uns probieren ließ, war bestimmt einen Kilometer weit zu hören.

Doch leider waren das nicht die einzigen Geräusche, die aus unserem Haus auf die Straße drangen. In vielerlei Hinsicht war meine idyllische Kindheit die beste Zeit meines Lebens, doch in diesem Leben gibt es immer Licht und Schatten, gute und schlechte Zeiten. Und bald sollten wir mit einem gravierenden Problem konfrontiert sein, dem selbst mein Vater hilflos gegenüberstand.

Unsere Familie sollte eine grausame Erfahrung machen, die jedem von uns auf seine Weise psychisch schwer zu schaffen machte. Wir waren wie benommen und völlig verwirrt.

Während ich aus Bäumen fiel und mit meinen Brüdern Fangen spielte, hatte ich kaum eine Ahnung, dass das Leben meiner Mutter sehr viel weniger sorglos war. In der Küche und im Rest des Hauses war alles *picobello*, aber in ihrem Kopf herrschte Chaos.

Schon immer hatte ich vage vermutet, dass etwas nicht in Ordnung war, auch wenn meine Mutter verzweifelt versuchte, sich nichts anmerken zu lassen.

Oft wurde es laut, wenn Mum und Dad sich stritten. Nie fand ich heraus, um was es dabei ging, aber Mum verhielt sich plötzlich seltsam und schrie wütend meinen Vater an.

Meine Brüder und ich sprachen nie über Mums unerklärliche Stimmungsschwankungen, doch wir luden unsere Freunde aus der Nachbarschaft nie in unser Haus ein. Das war eine stillschweigende Übereinkunft. Kinder bekommen mehr mit, als Erwachsene glauben, und eher unterbewusst ahnten wir, dass etwas nicht in Ordnung war.

Eines Morgens – ich muss etwa sechs Jahre alt gewesen sein – hörte ich meine Eltern laut schreien. Ich spielte mit meinen Freunden auf der Straße und sah sie am offenen Fenster stehen.

»Du hast eine Affäre, stimmt's?«, kreischte Mum erregt.

»Red kein dummes Zeug«, schrie mein Vater. »Natürlich habe ich nichts mit einer anderen.«

Aber Mum ließ nicht locker, und der verbale Schlagabtausch wurde immer hitziger und nahm kein Ende.

Als die Stimmen immer lauter wurden, überkam mich Verzweiflung. Ich wollte weinen und wäre am liebsten davongelaufen. Aber wohin? Und zu wem? Meine Brüder ignorierten den Streit und taten so, als wäre nichts passiert. Im Gegensatz zu den Nachbarn.

Sie hängten plötzlich draußen Wäsche auf, unterhielten sich am Gartenzaun und warfen sich vielsagende Blicke zu.

»Es geht wieder los mit ihr«, hörte ich eine Nachbarin sagen.

Ich schickte ein stilles Stoßgebet zum Himmel. *Bitte hört auf zu streiten.*

Als ich glaubte, es nicht länger aushalten zu können, flog die Haustür auf, und mein Vater stürmte nach draußen.

Alle Hausfrauen aus der Nachbarschaft starrten meinen armen Dad an. Einige glaubten offenbar, dass meine Mutter ihn zu Recht beschuldigte. Worum immer es dabei ging.

Mein bedauernswerter Vater. Er warf den Gaffern aggressive Blicke zu und zeigte dann auf meine Brüder und mich. »Spielt da drüben weiter«, schrie er und wies auf die schmale Gasse zwischen unserem Haus und dem der Nachbarn.

Danach nahm die Häufigkeit und Intensität der Streitereien zu, wenn Mum eine ihrer »Episoden« hatte.

Wenn sie von einer depressiven Stimmung übermannt wurde, konnte das vier Tage dauern, doch danach war manchmal wochenlang alles wieder wie früher. Mit meinen sechs Jahren war ich ängstlich und verwirrt und wäre immer am liebsten davongelaufen, wenn Mum ihre Wut an meinem Vater abreagierte.

Uns Kinder ließ sie in Ruhe, es traf nur meinen armen Dad. Wenn es wieder so weit war, gingen meine Brüder und ich in Deckung. Die Dämonen in ihrem Kopf waren nicht mehr zu bändigen, und wir versteckten uns in Schränken oder unter unseren Betten.

Trotzdem gab es zwischen den Wahnsinnsausbrüchen Phasen der Normalität, und die Kindheit erschien mir noch schöner als zuvor.

Besonders mochte ich die samstäglich Besuche auf dem geschäftigen Markt in Chesterfield.

Im Jahr 1953 fand anlässlich der Krönung der Queen in der Hoole Street ein Straßenfest statt.

Was für ein Tag. Die Nation feierte, und auch in unserer Straße waren Häuser und Laternenpfähle mit der englischen Flagge geschmückt. Ich liebte es.

Die Straße mit den graubraunen Reihenhäusern erstrahlte im Rot, Weiß und Blau der Union Jacks. Alle Kinder bekamen zur Erinnerung einen Becher und einen Löffel geschenkt.

Während die Queen sich auf ihr neues Leben im Buckingham Palace vorbereitete, machte auch unsere Familie einen Neuanfang.

Kurz nach der Krönung – ich war mittlerweile sieben – zogen wir in der neu gebauten Siedlung Hady Estate in das Haus Nr. 15 in der Lee Road. Die Siedlung war anderthalb Kilometer von Hasland entfernt.

Unser neues Haus war nicht gerade der Buckingham Palace, kam mir aber mit seinen vier Schlafzimmern so vor. Die Toilette war im Haus, und wir hatten jetzt ein richtiges Badezimmer, so dass die wöchentliche Prozedur mit der Blechbadewanne am Kamin entfiel. Und noch schöner war, dass ich tatsächlich ein eigenes Zimmer hatte.

Die Siedlung stand neben einem Hügel, an dessen Fuß ein Fluss verlief, dessen Wasser von der Kohle aus den Gruben schwarz verfärbt war. Dahinter erstreckten sich, so weit der Blick reichte, sattgrüne Weiden, dazwischen sah man hier und da ein Wäldchen oder einen alten Bauernhof.

Dad legte im Garten Gemüsebeete an, und Mum putzte die bereits saubere Küche, in der ein brandneuer Gasherd stand.

Optimismus und Hoffnung keimten auf. Vielleicht konnte ja dieser Neubeginn die Dämonen vertreiben, die Mum gequält hatten.

Ich war noch viel zu jung, um erahnen zu können, was meine arme Mutter quälte, doch was es auch sein mochte, ich hoffte, dass es nun ein Ende haben würde. In diesem erstaunlichen neuen Traumhaus konnte ich den Rest meiner Kindheit genießen und Wurzeln schlagen. Es musste doch so sein, oder?

2

Die Ausreißerin

Es dauerte nicht lange, bis meine Brüder und ich mit den anderen Kids in der Siedlung Freundschaft geschlossen hatten. Alle waren Kinder von Bergarbeitern. Zu unserer Clique gehörten etwa fünfzehn Kids, und wir nannten uns die Hady-Gang.

Meine besten Freundinnen hießen Aileen, Sandra und Christine, und die Kumpels meiner älteren Brüder waren große Jungs mit beeindruckenden Namen wie Roy Gold, Ernie Budd und Ronnie Egbert. Sie hatten in der Siedlung das Sagen.

Was immer die großen Jungs auch vorhatten, ein Wildfang wie ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, stets dabei zu sein. Unsere Bande erkundete die umliegende Landschaft. Wir trugen Pullover, die unsere Mütter selbst gestrickt hatten, und braune Ledersandalen. Wir waren Kinder unserer Zeit, furchtlos und immer auf der Suche nach Abenteuern.

Und wie aufregend die Umgebung war! Flüsse, Wälder, Abraumhalden und Schuppen, wo man einen Hinterhalt legen konnte.

Wir waren eine verschworene Gemeinschaft und hatten eine ganz eigene Art und Weise, uns zu verständigen. Am meisten zählten Tapferkeit und Wagemut. Jeder von uns wollte der King oder die Queen der Siedlung sein, und um dieses Ziel zu erreichen, brauchte man Stehvermögen. Ich musste es lernen, diesen Jungs Paroli zu bieten.

Ich raste in einem wackeligen alten Kinderwagen den Hügel neben der Siedlung hinab oder eine mit Gräsern bewachsene Eisenbahnböschung in einer Seifenkiste. Ich ließ mir keine Gelegenheit entgehen, um den Jungs zu beweisen, dass ich besser sein konnte als sie. Ich mochte ein Mädchen sein, aber ich hatte mehr Mumm als Ronnie und Roy zusammen.

Im Jahr 1956, als ich ein zehnjähriger Wildfang war, der die Um-

gebung unsicher machte, eroberte Elvis Presleys »Heartbreak Hotel« die Charts, und im Parlament war gerade – als Reaktion auf den katastrophalen Smog, der London 1952 heimgesucht hatte – ein Gesetz gegen die Luftverschmutzung verabschiedet worden. Wegen der Suezkrise war Benzin rationiert, und es wurden erstmals totale Parkverbote eingeführt. Aber ich bekam von diesen Veränderungen nichts mit. Verkehrsprobleme und Rock 'n' Roll, das war eine andere Welt.

Jeder Tag bescherte uns eine erstaunliche neue Entdeckung, wie etwa an jenem Tag, als wir eine fast zugewachsene enge Landstraße hinabgingen und über eine Familie von Hillbillys stolperten.

Von der Straße aus war das Cottage nicht zu sehen. Wir kämpften uns tapfer durch den Schlamm vor, und hinter der Biegung der Straße entdeckten wir ein baufälliges Haus.

Man hätte glauben können, dass dort niemand mehr lebte, doch aus dem Schornstein stieg eine dünne Rauchsäule auf.

Howard schubste mich nach vorne. »Geh mal rüber und klopf an«, zischte er.

»Lass mich in Ruhe«, erwiderte ich. »Ich geh da nicht rein.«

Doch dann entdeckte ich vor einem der gesprungenen Fenster aufeinandergestapelte Kisten mit Drops. Ich vergaß meine Angst. Die Versuchung war zu groß.

»Kommt jemand mit?«, flüsterte ich.

Die Tür öffnete sich quietschend, und wir traten vorsichtig ein. Wir wollten unseren Augen nicht trauen. Man fühlte sich in eine längst vergangene Zeit zurückversetzt.

In dem verrauchten, düsteren Raum saß eine Familie an einem Tisch und aß Eintopf. Diese seltsamen Leute trugen komische Klamotten und hatten reichlich Zahnlücken. Offenbar lebten sie abseits der Gesellschaft. Es waren keine Zigeuner, aber ohne Frage Outsider. Selbstversorger, die auch nichts dagegen hatten, mal einen Fasan zu wildern.

Diese Familie und ihr Lebensstil faszinierten mich, und auch wenn ich zu jener Zeit noch nicht wirklich darüber nachdachte, wurde mir klar, dass keine Familie wie die andere ist. In den Fünf-

zigern war es eine Seltenheit, dass Leute jenseits der gesellschaftlichen Normen lebten. In Illustrierten und im Fernsehen gab es immer wieder Beiträge darüber, wie man zur perfekten Hausfrau wurde. Im Fernsehen sah man Männer, die in Nadelstreifenzügen und mit Melonen auf dem Kopf zur Arbeit gingen, und ihre »schrecklich netten« Gattinnen brachten im Landesdurchschnitt 2,5 Kinder zur Welt, die genauso makellos sauber waren wie das Vorstadthaus, in dem sich der brandneue Staubsauger trefflich bewährte. Aber die Realität sah anders aus. Hausfrauen konnten an psychischen Erkrankungen leiden, und es gab Familien, die abseits der Gesellschaft im Wald lebten. Nur redete darüber eben keiner. Mehr ist dazu nicht zu sagen.

Der Familienvater beäugte mich misstrauisch.

»Beim nächsten Mal klopfst du an, kapiert«, sagte er mit einer Reibeisenstimme. »Dies ist ein richtiger Laden, falls du es nicht gemerkt haben solltest.«

Ich musste mich schwer beherrschen, nicht in Gelächter auszuweichen, denn ich war mir ziemlich sicher, dass bei der Behörde in Chesterfield niemand etwas von diesem »Laden« wusste.

Schon kurz nach der Errichtung der neuen Siedlung begannen die Geschäfte dieser Hinterwäldler zu florieren. Mrs Hillbilly sah das mit dem Jugendschutz ziemlich locker und verkaufte uns Zigaretten – Marke Woodbine oder Senior Service – einzeln für zwei Penny das Stück.

Wir kehrten mit braunen Papiertüten voller Süßigkeiten und Zigaretten zu dem Fluss am Fuß des Abhangs neben der Siedlung zurück. Am Ufer stand ein riesiger Baum, und an einem seiner Äste war ein Strick befestigt mit einem dicken Knoten am unteren Ende, an dem sich die etwas tapfereren Jungs festhielten, wenn sie über dem eiskalten, von der Kohle schwarz verfärbten Wasser hin und her schwangen

»Ich wette, dass du dich nicht traust, über dem Wasser zu schaukeln«, rief mein Bruder Philip.

»Und ich wette, dass du dich irrst.«

Ich drückte auf der schlammigen Uferböschung meine Ziga-

rette aus, stand auf, zog meinen Rock hoch und schob den Saum in meine Unterhose.

»Guckt genau hin.«

Ich sprang mit einem Schlachtruf in die Luft, packte das Seil und begann zu schaukeln. Unter mir funkelte der Fluss.

Wenn der Strick zurückschwang, versuchten immer mehr Kids, ein Stück des Seils zu packen und sich daran festzuklammern. Irgendwann waren wir zu zwölft. Mein Kopf war so fest gegen den Strick gepresst, dass ich ein gefährliches Geräusch hörte.

»Springt ab«, rief ich. »Ich glaube, das Seil ...«

Zu spät. Meine Worte wurden vom Wind davongetragen, als wir alle in die Tiefe stürzten. Der Aufprall von dreizehn Körpern auf dem Wasser muss bis in die Stollen hinab zu hören gewesen sein.

Als Philip und Howard mich nach Hause brachten, konnte ich mich vor Lachen kaum noch halten.

Doch kurz darauf war es mit dem Gelächter abrupt vorbei.

Schon bevor ich die Haustür öffnete, hörte ich das Geschrei.

»Leg was über das Radio und den Fernseher«, brüllte meine Mutter, von Panik gepackt. »Sie belauschen und beobachten uns.«

Meine Brüder und ich pressten uns instinktiv gegen die Wand neben der Tür. Die Anspannung war mit Händen greifbar.

Mum schrie noch immer. Die schönen Gesichtszüge waren von Angst verzerrt. Ihr Blick irrte unstedet umher, und sie fuchtelte mit den Armen, während Dad hilflos zusah.

»Wer beobachtet uns?«, fragte er schließlich verwirrt und zweifelt.

»Sie!«, schrie meine Mutter und zeigte auf unseren neuen Fernseher. »Und sie belauschen uns über die Radiowellen. Wir müssen auch das Radio abdecken.«

Sie warf ein Trockentuch über das Gerät, doch Dad riss es wieder herunter.

»Was für Stimmen, Gladys?«, fragte er. »Erzähl mir, wer spricht. Ich möchte dir helfen.«

Sie ignorierte seine Worte. Ich starrte Mum entsetzt an. Einerseits war sie bei uns, andererseits aber auch nicht.

»Sie machen mich ganz krank«, rief sie immer wieder.

Ich blickte mich verblüfft in der Küche um, doch außer uns war niemand da. Und was genau wollte sie sagen?

Angst schnürte mir die Brust zusammen.

»Geht auf eure Zimmer«, befahl Dad, als er uns schließlich bemerkte.

Im ersten Stock verschwanden wir in unseren Zimmern und schlossen die Tür. Ich warf mich auf mein Bett und zog mir das Kissen über den Kopf.

Trotzdem hörte ich weiter Mums verängstigte Stimme, die immer lauter und hysterischer wurde.

»Sie sind da«, beharrte sie. »Sie beobachten mich ständig.« Ihre Angst wirkte so echt und überzeugend, dass ich mich fragte, ob sie nicht vielleicht recht hatte. Vielleicht konnten wir es nicht sehen oder hören.

Doch selbst mit zehn Jahren wusste ich, dass das nicht stimmte. Diese Stimmen waren nicht real. Sie ertönten nur im Kopf meiner armen Mutter.

Doch wessen Stimmen quälten meine Mum? Und wenn sie mit ihr fertig waren, war dann ich an der Reihe? Angst packte mich. Lieber Gott, bitte nicht, lass die Stimmen nicht zu mir kommen. Es war wie ein Albtraum, aus dem man nicht aufwachte.

»Lasst meine Mum in Frieden«, wimmerte ich.

Aber niemand antwortete mir. Dafür hörte ich weiter die gequälten Schreie meiner Mutter, die noch immer mit einem unsichtbaren Feind kämpfte.

Das ging noch bis in die Nacht hinein weiter, und alle Gedanken an die kindlichen Abenteuer des Tages waren längst vergessen. Am nächsten Morgen war ich völlig gerädert. Ich öffnete schüchtern die Küchentür und schnappte entsetzt nach Luft.

Der Kopf meiner Mutter steckte im Backofen. Als sie ihn herauszog, wirkte ihre Miene total verängstigt. Ich erkannte in ihr kaum noch meine Mutter, sondern nur eine besessene Frau.

»Lass mich allein«, sagte sie. »Ich möchte nur noch, dass es aufhört.« Und dann, lauter: »Sie machen mich ganz krank.«

Mir stiegen Tränen in die Augen. Ich eilte zur Haustür und rannte so schnell wie möglich den Hügel hinab, vorbei an dem Baum, an dem der Rest des gerissenen Stricks baumelte. Die Farben verschwammen vor meinen Augen, als ich weiterrannte, um so schnell wie möglich Abstand zu bringen zwischen mich und mein Zuhause. Ich blieb erst stehen, als ich einen weit entfernten Wald erreichte.

Erst dort, in der mich umgebenden Stille, begann sich mein Herzschlag zu normalisieren.

Nichts würde jemals wieder so sein wie zuvor.

Das sanfte Säuseln des Windes in den Baumkronen tröstete und beruhigte mich. Ich versuchte zu begreifen, was ich gesehen und gehört hatte, doch so sehr ich mich auch bemühte, es gelang mir nicht.

Ich wusste, dass meine Mutter krank war, ernsthaft krank. Aber diese Krankheit war unsichtbar. Äußerlich war ihr nicht anzusehen, dass etwas nicht stimmte, aber was sie sagte und tat ... Was hatte das alles zu bedeuten?

Zu der Zeit hatte ich keine Ahnung, dass Mum an Schizophrenie litt. Und genau das war das Problem – niemand hatte eine Ahnung. Weder mein Vater noch unsere Verwandten, denen die Geschichte Angst machte. Sie kamen uns nicht mehr besuchen. Selbst der örtliche Allgemeinmediziner war ahnungslos. Sein medizinisches Wissen erstreckte sich nicht auf ernsthafte psychische Erkrankungen. In den Fünfzigerjahren hatten nur wenige Leute ein fundiertes Wissen über solche Erkrankungen. Heute, im Jahr 2014, können darunter leidende Menschen am gesellschaftlichen Leben teilhaben, doch damals wurden sie in düsteren Anstalten eingesperrt und medikamentös ruhiggestellt. Es blieb meinem armen Vater allein überlassen, mit einem Problem zu kämpfen, das ihn hoffnungslos überforderte.

Von den Verwandten ließen sich nach Mums Erkrankung nur noch Onkel Graham – ihr Bruder – und seine Frau blicken, unsere Tante Dorothy. Außer ihnen hatte Dad niemanden, den er um Hilfe oder Rat bitten konnte.

Die schwere Arbeit unter Tage, der Krieg, inklusive der Landung in der Normandie – diesen Problemen konnte er ins Gesicht blicken. Aber der verwirrte Geist seiner Frau war ein Minenfeld, auf dem er komplett hilflos war.

Und am schlimmsten war, dass so viele ihm nicht glaubten. Niemand wagte sich aus der Deckung und sagte es laut, aber wann immer Mum ihn beschuldigte, eine Affäre zu haben, glaubten die Nachbarn ihr.

Wenn man jemanden nur lange genug mit Schmutz bewirft, bleibt etwas hängen, und selbst der Arzt zweifelte an seiner Unschuld.

Danach verschlechterte sich Mums Gesundheitszustand, und in den Jahren vor meiner Pubertät traten die »Episoden« immer häufiger auf. Das Problem war immer da, die Stimmung ständig gedrückt.

Wir machten einfach weiter und widersprachen ihr nie, selbst dann nicht, als sie begann, sich unten anzukleiden, damit »sie« sie nicht beobachten konnten. Wir ignorierten es einfach, wenn sie mitten im Gespräch zu schreien begann, weil sie wieder Stimmen hörte. Natürlich gab es auch weiterhin gelegentlich schöne Momente, wenn wir während der Guy Fawkes Night Kartoffeln über dem offenen Feuer rösteten oder zu Hause gemeinsam am Kamin saßen, bis die Glut erloschen war.

Aber der Wahnsinn bemächtigte sich ihrer immer mehr und machte ihr das selbstständige Denken unmöglich.

Einmal nahm ich meinen Mut zusammen. »Wer sind ›sie‹, Mum?«

Ihre Stimme war so traurig, dass es mir den Atem verschlug. »Sie beobachten mich ständig«, flüsterte sie.

Mums Krankheit drohte uns mit in den Abgrund zu ziehen.

Immer häufiger suchte ich in der Natur Trost.

Oft machte ich lange Spaziergänge an der Bahnlinie entlang und fragte mich, wie es sein würde, wenn ich einfach weiterging? Wenn ich den Gleisen bis zu ihrem Zielbahnhof folgte? Ich war so verzweifelt, dass ich zunehmend nur noch einen Gedanken hatte.

Hau ab.

Als ich dreizehn wurde, war Philip vierzehn. Er sah gut aus und warb um ein Mädchen aus der Siedlung, das Mary hieß. Howard war siebzehn, hatte eine Freundin und arbeitete mittlerweile mit meinem Vater unter Tage. Und unser Michael war achtzehn und diente in der Army.

Ein Bruder war schon aus dem Haus, die beiden anderen würden bald folgen. Sie würden ausziehen und mich allein zurücklassen. Angst überkam mich. Dann würde ich zu Hause auf mich allein gestellt sein. Ich würde es nicht ertragen.

Es war jene merkwürdige Phase zwischen Kindheit und Pubertät, und meine Ängste drohten mich zu verschlingen. Alles wurde mir immer rätselhafter. Ich fühlte mich zugleich geliebt und nicht geliebt.

Ich hätte mit den Jungs flirten können wie Sandra und Christine, hätte mich in Fabriken und Läden um einen Job bewerben und mich auf ein Leben als Ehefrau und Mutter vorbereiten können.

Aber ich war anders als meine Freundinnen.

Ich hatte von der M1 gehört, die kürzlich eröffnet worden war. Sie war unsere erste Autobahn, die durchs ganze Land führte und den Süden mit dem Norden verband. Langsam reifte in meinem Kopf eine Idee heran.

Dieser Drang, die Flucht zu ergreifen, war eigentlich kein bewusster Gedanke, sondern eher ein unterbewusster Wunsch, der immer stärker wurde.

Als ich einmal nach einem langen Spaziergang nach Hause zurückkehrte, erwartete mich die übliche Szene, doch diesmal war alles schlimmer als jemals zuvor. Dads normalerweise friedliche Miene war völlig verzerrt.

Vor meinem inneren Auge sah ich Bilder.

Dads Hände, die sich um den Hals meiner Mutter legten und zu-drückten. Die reißende Halskette meiner Mutter. Rosafarbene Perlen, die auf den Boden fielen.

In seinen Augen glitzerten Tränen, und ich wusste, dass auch er dem Wahnsinn nahe war.

»Dad!«, keuchte ich.

Er sah mich und nahm die Hände vom Hals meiner Mutter.

»Jennifer, ich, ich ...«, stammelte er.

Die Stille in dem Zimmer war unheimlich. Der zerbrechliche Traum eines normalen Lebens, an dem ich bis jetzt festgehalten hatte, war soeben geplatzt. Mums Kette war gerissen und der Boden mit Perlen übersät ...

An einem dunklen Abend, direkt nach dem Weihnachtsfest des Jahres 1959, verließ ein dreizehnjähriges Mädchen sein Zuhause, um sich auf den Weg nach London zu machen. Es besaß nichts außer der Kleidung, die es trug, und ein paar Shilling, die in der Tasche seines Mantels steckten.

Während sich die Bewohner der Siedlung an ihren Weihnachtsgeschenken erfreuten, stahl es sich im Schutz der Finsternis heimlich davon und ging zur Bushaltestelle.

Dieses Mädchen war ich, und bis zum heutigen Tag habe ich keine Ahnung, was genau mir damals durch den Kopf ging. Ich weiß nur, dass ich über Weihnachten einen unbezwingbaren Drang verspürte, der mich nach Süden zog, nach London. Die MI führte in die pulsierende Hauptstadt des Landes. Ich wollte etwas von der Welt sehen, doch es war das Schicksal, das mich in diese Richtung zog.

Am Ende der MI wartete eine vitale Metropole auf mich, doch für eine jugendliche Ausreißerin waren Ende der Fünfzigerjahre die Straßen von London nicht mit Gold gepflastert. Ich hatte keine Ahnung, was für unvorstellbar entsetzliche Erfahrungen mich dort erwarteten.

Ich schaffte es, einen Viehtransporter anzuhalten, dessen Ziel der Fleischmarkt von Smithfield war, und schlief sofort ein und träumte unschuldig, während sich der Laster London näherte.

Damals ahnte ich nichts davon, aber heute erscheint es mir als Ironie des Schicksals, dass ich ausgerechnet in einem Viehtransporter zu einem Londoner Fleischmarkt unterwegs war. Allzu bald

sollte ich nur *zu gut* begreifen, wie es war, selber bloß wie ein Stück Fleisch behandelt zu werden.

Doch damals, an diesem schicksalsträchtigen Dezembertag hatte ich Hoffnung und träumte von einem besseren Leben.

Unglücklicherweise hatte ich keinen Plan, wie es weitergehen sollte, und als der Laster durch das Tor des Fleischmarkts fuhr, wurde mir bewusst, dass ich keine Ahnung hatte, was ich als Nächstes tun sollte.

Als wir ankamen, war es Mitternacht, und als ich die Tür des Lasters öffnete und auf den blutverschmierten Asphalt sprang, verschlug mir die Kälte den Atem. Das katapultierte mich unsanft in die Wirklichkeit zurück.

Mir stieg der Gestank von geronnenem Blut und rohem Fleisch in die Nase, und ich glaubte, mich übergeben zu müssen.

Wie aus dem Nichts kam aus der Dunkelheit ein Gestell mit Schweinehälften herangerollt, und ich sprang erschrocken zur Seite.

»Aufpassen, Mädchen«, rief gut gelaunt ein Mann in einem blutbefleckten weißen Overall.

Auf dem Fleischmarkt war es ohrenbetäubend laut. Überall glänzende Rinder- und Schweinehälften, durchdringende Gerüche. Lastwagen kamen oder verschwanden durch unterirdische Tunnel. Männer mit geröteten Gesichtern, Handschuhen und blutbespritzten Schürzen unterhielten sich jovial. Ihr starker Cockney-Akzent war für mich kaum zu verstehen. Ihre lauten Stimmen hallten von Wänden und der hohen viktorianischen Decke wider.

Einer der Männer machte eine anzügliche Bemerkung und musterte mich von Kopf bis Fuß.

Mir war unbehaglich zumute. Plötzlich wurde mir klar, wie weit ich von meinem Zuhause entfernt war. Dies war eine Männerwelt, in der ein dreizehnjähriges Mädchen nichts verloren hatte.

Auf dem Weg zum Ausgang musste ich immer wieder Wagen mit Fleisch ausweichen.

Die freudige Erwartung, die ich zuvor an diesem Tag empfunden hatte, war plötzlich verflogen. Ich war einfach nur hunde-

müde. Ich war ein junges Mädchen, das sich danach sehnte, von seiner Mutter in den Arm genommen zu werden.

Was hatte ich bloß getan?

Als die Lichter der Schlachthöfe nicht mehr zu sehen waren, wurde ich von der Finsternis verschluckt. Ich war nur noch eine weitere anonyme Obdachlose im Straßengewirr von London.

Als ich durch die kalten, verlassenenen Straßen irrte, kam ich mir wie ein Geist vor. Ich kam an Taxi- und Teeständen vorbei, wo Männer sich bei einer heißen Tasse Tee aufwärmten und eine Zigarette rauchten. Vielleicht war ich wirklich ein Geist. Niemand schenkte mir auch nur die geringste Beachtung. Offensichtlich war es hier nichts Ungewöhnliches, so spät nachts einsame Mädchen auf der Straße zu sehen. In Chesterfield wäre das anders gewesen. Für diese Männer war ich gar nicht da. Sie sahen mich nicht. Ich war nichts als ein namenloses Nichts in einer Millionenstadt.

Aber es war mir egal. Ich dachte nur daran, wie verdammt kalt mir war. Ich trug einen dünnen Mantel, hatte aber weder eine Kopfbedeckung noch Handschuhe oder einen Schal. Die Kälte drang mir durch Mark und Bein.

Vorbeirasende Autos spritzten mich mit eiskaltem Wasser voll.

Die meisten Leute glauben zu wissen, was Kälte ist, aber man weiß es erst, wenn man unzureichend gekleidet eine Winternacht auf der Straße verbracht hat.

Es begann mit einem Kribbeln in den Fingern und Zehen, und kurz darauf tat mir alles weh.

Ich lief und lief. Das Geräusch meiner Schritte wurde von Hauswänden zurückgeworfen, und mein Atem ging schnell und unregelmäßig.

Vor meinem Mund bildeten sich Atemwolken, und mittlerweile froh ich so sehr, dass ich glaubte, den Verstand zu verlieren. Mein Herz klopfte wie wild. Ich hatte Angst. Vor meinem inneren Auge sah ich meine Mutter, die am Herd stand und Tee kochte. Dad hatte die Füße vor dem Kamin ausgestreckt und trank eine Flasche Bier. *Nein. Nein. Nein.*